

Ein Wandteppich aus dem Prätigau als Beispiel echter Volkskunst aus dem Jahre 1938

Autor(en): **Weiss, Richard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 1

PDF erstellt am: **08.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1004738>

Nutzungsbedingungen

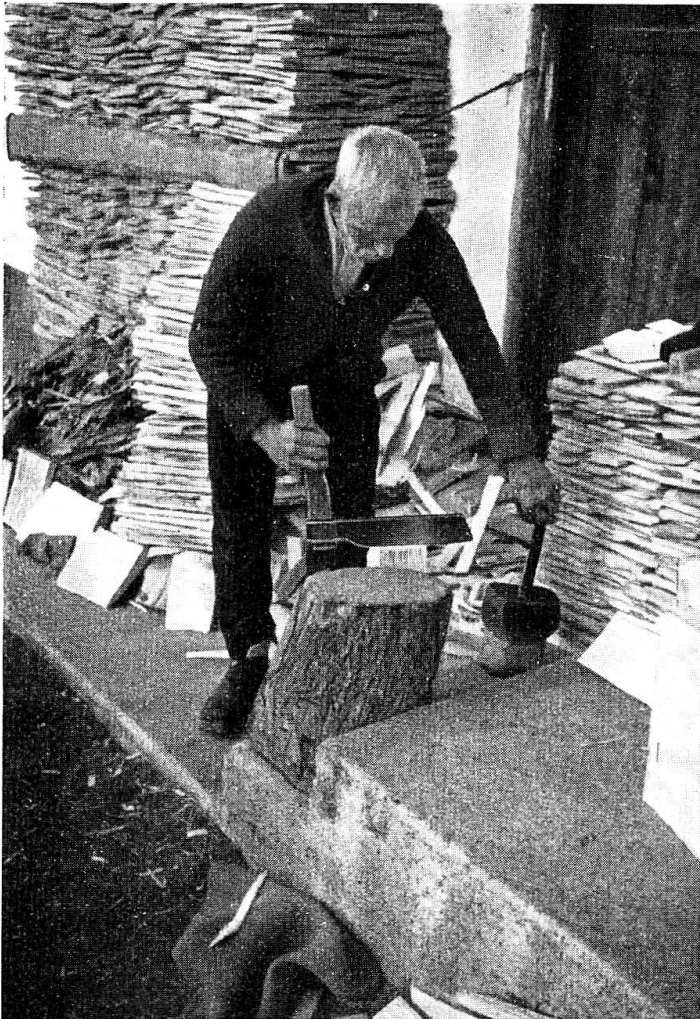
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Beim
Schindelmachen.

und auch noch die Ritzen der ersten Reihe verdeckt. In Unterwalden macht man es ähnlich; man legt jedoch die Schindeln wagrecht, den dünnern Teil nach oben. Die Wandschindeln werden auf die Holzwand des Hauses gleich wie die Dachschindeln festgenagelt. Die erste und unterste Reihe macht man 3- oder 4-fach.

Wir bedankten uns höflichst für die Auskunft, die uns Herr Sch. gegeben hatte, und verschwanden dann unter Mitnahme einiger Schindeln.

Ein Wandteppich aus dem Prätigau als Beispiel echter Volkskunst aus dem Jahre 1938.

Von Richard Weiss, Schiers.

Wenn man sich an der köstlichen Naivität volkskunstmässiger Textilien aus früheren Jahrhunderten erfreut, bedauert man zugleich, dass echte Volkskunst in dieser Frische und Unmittelbarkeit heute kaum mehr möglich ist. Die vielbewunderten, neuerdings kunst-



Abb. 1

gewerblich wieder verwerteten Kreuzsticharbeiten z. B., von denen das Rätische Museum in Chur eine reiche Auswahl bewahrt, sind echte Volkskunst; aber welche Bäuerin wäre heutzutage imstande, so etwas zu machen, und in welcher Arbeitsschule fänden solche Stücke Gnade? Die Muster beginnen in einer Ecke, fahren mit mancherlei launenhaften Seitensprüngen rundum und treffen gewöhnlich, wo sich der Kreis schliesst, nur sehr ungenau zusammen. Sie spotten, ganz wie die alten volkstümlichen Haus- und Kirchenbauten, aller schulmässigen Regelmässigkeit und Symmetrie. Heute

wagt kaum mehr jemand, so „ungenau“ zu arbeiten, d. h. man kann es nicht mehr: Spieltrieb und schöpferische Laune sind in Regelzwang und maschinenmässiger Präzision erstarrt, und auch das einfache Volk ist in seinem Schaffen weitgehend der Zweckmässigkeit und der Rationalisierung, vor allem dem rationalen Prinzip der langweiligen Symmetrie und einer kahlen Ordentlichkeit verfallen, eben während man in den kunstgewerblichen Bestrebungen der Oberschicht versucht, sich von dieser Erstarrung wieder zu befreien. Allerdings ist damit noch nichts getan, dass man z. B. die erwähnten alten Engadiner Muster mit ihren „Fehlern“ und Originalitäten Stich um Stich kopiert, ebensowenig als es genügt, kindisch zu tun, um wieder zu werden wie die Kinder. Unsere Zeit muss ihre eigenen Wege suchen.

Es ist eine unleugsame Tatsache, welche die neueste Volkskunde (M. Rumpf) wieder dargetan hat. Das „gemeine Volk“, wie es sich im alten Bauernvolk vor der Mitte des letzten Jahrhunderts verkörperte, ist sozial und seelisch zersplittert und aufgelöst. Damit ist, von Relikten abgesehen, der Mutterboden für jene naive, kindliche Volkskunst abgestorben, in welche sich die Volkskunde mit Vorliebe vertieft hat. Die Wissenschaft vom Volke beschäftigt sich zwar als Gegenwartvolkskunde, auch mit dem viel differenzierteren Volk unserer Zeit und mit seinen Ausdrucksformen. Doch wird sie, als eine Wissenschaft, deren Wurzeln in die vergangenheitsselige Romantik hinabreichen, immer wieder ihren Blick zurückwenden zu jenem „gemeinen Volk“, das in unserem altgewordenen Europa noch bis vor einem Jahrhundert die kindliche Frische und den gesunden Schlaf junger Völker bewahrte. Wir dürfen uns daher in der Volkskunde immer freuen, wenn etwas aus jener glücklichen Kinderzeit noch in unseren Tagen und in unseren Gegenden lebendig geblieben ist. — Ein schöner Beleg dafür, dass echte alte Volkskunst doch noch nicht ganz ausgestorben ist, scheint mir der hier abgebildete Wandteppich zu sein. Er stammt aus dem abgelegenen unter den das ganze Jahr bewohnten Bergbauernhöfen des Prätigaus, vom Hof Hinter-Tersana.

Man erreicht das vollkommen vereinzelt, in stundenweiter Einöde gelegene Haus am Fuss der Scesaplana in gut drei Stunden auf schmalen Pfaden über mehrere wilde Waldtöbel. Der unverheiratete Besitzer des Gehöftes ist oft für lange Zeiten ganz allein. Zeitweise steht ihm sein Bruder bei oder seine Schwester, wenn sie nicht auswärts im Hotelgewerbe tätig ist. Sie hat mit den einfachen Mitteln der Bergsiedelei an ein paar stillen Dezemberabenden um die Weihnachtszeit des letzten Jahres dieses kleine Kunstwerk für ihren Bruder mit naturfarbener brauner Wolle auf die eine Hälfte eines Kartoffelsackes gestickt.

Nicht umsonst hat sie, in der menschenleeren Öde von tiefverschneiten Schluchten und Wäldern den Spruch gewählt: „Der Herr ist unser Hirte“. Sinn und Glaube haben das Werk veranlasst, und sie geben ihm seinen wesentlichen Gehalt, wie ja alle echte Volkskunst sinn- und zweckbezogen ist und nie in reinem Ästhetizismus den Grundsatz „l'art pour l'art“ verfällt.

Das Datum, der 29. Dezember 1938, mag eine persönliche Bedeutung haben. Jedenfalls sagt es, dass der fromme Spruch die Schreiberin und wohl auch ihren Bruder gerade damals angesprochen hat, und es verewigt und objektiviert — wiederum wie jedes echte Kunstwerk — einen flüchtigen Augenblick starken menschlichen Empfindens.

Die Worte des volkstümlich kindlichen Glaubens, die der bäuerlichen Anschauungswelt so nahe stehen, werden ohne pedantische Präzision mit sicherem Geschmack über die gegebene Fläche verteilt. Das Suchen nach einer passenden Zierschrift in irgend einem Vorlagenbüchlein hat hier kein Kopfzerbrechen gemacht; ohne Bedenken wird die in der Schule erlernte Handschrift angewendet. Welche handarbeitende Dame hätte das gewagt, und wie unerwartet gut ist hier die Wirkung! Das geheiligte Wort „Der Herr“, welches der Schöpferin des Teppichs offenbar etwas zu kahl schien, wird durch den Hintergrund eines Tupfengesprenkels ausgezeichnet.

Der Spruch ist der Stickerin, wie sie mir sagte, die Hauptsache gewesen. Ihn habe sie zuerst gestickt, und die stillen Mussestunden dieser Arbeit seien ihr zugleich die Stunden des Gebetes und der guten Gedanken für ihren Bruder gewesen. Um den Spruch habe sie dann den notwendigen Rahmen gemacht, um das „Bild“ an der Stubentür aufhängen zu können.

Das Bedürfnis nach einem betonten Rahmen, nach einer starren äusserlichen Abgrenzung der in sich meist nicht sehr geschlossenen Komposition des Bildes ist für alle Volkskunst bezeichnend. Die oft spielend und ohne spürbaren innern Zusammenhang hingestreuten Elemente müssen auf jeden Fall eine sichtbare und bestimmte äussere Zusammenfassung haben, eine Schachtel gewissermassen, in der man die verschiedensten Dinge versorgen kann. Den Rahmen bildet mit guter dekorativer Wirkung der Saum des etwas unregelmässigen Emballagestückes. Er wird verstärkt durch ein paralleles Kreuzstichband, das aber nicht langweilig und gleichmässig rundum geführt wird. Oben rückt es ganz an den Saum heran. Weil die Fäden nicht parallel zum Rand laufen, greift die Stickerin, unbekümmert um strenge Regelmässigkeit, zu dem Mittel von treppenförmigen Unterbrechungen des Kreuzstichbandes. Zugleich setzt die schöpferische Ausgestaltung und Ausschmückung des Bildes ein.

Diese Ausgestaltung ist keineswegs geplant oder vorgezeichnet. Sie folgt lediglich dem Spiel der Phantasie, den Eingebungen des Augenblicks, die unmittelbar wie sie kommen, niedergeschrieben werden, als bildlicher Ausdruck der die Arbeit an dem Spruch und die tägliche Hausarbeit begleitenden Stimmungen und Gedanken. Die Stickerin erklärte mir, dass sie den Spruch, nachdem er bereits an der Wand gehangen habe, wieder zur Hand nehme, sobald sich eine freie Stunde biete. Dann sei ihr inzwischen wieder etwas eingefallen, oft bei der Arbeit und oft in schlaflosen Stunden der Nacht, und dann versuche sie das schnell hineinzusticheln; aber es gelinge ihr meistens nicht, alles darzustellen. Sie sei überhaupt nie fertig, es fehle immer noch etwas, und immer wieder komme ihr später wieder etwas in den Sinn. So fehlten hier z. B. noch andächtige Leute in den Häusern, und auch sonst hätte sie noch manches Zweiglein und Sternlein und andere Dinge hineingesetzt.

So entstanden am oberen Rand die Häuser, und zwar rechts, wo der zum Faden des Gewebes nicht parallel laufende Rand mehr Platz liess, und auf der linken Seite, unbekümmert um Symmetrie, in der Mitte durch ein Kreuz getrennt: Kerzen, Tannenzweige und Sternchen. All diese Dinge sind volkstümlicher Ausdruck einer religiösen Weihnachtsstimmung. Die Häuser im besonderen sprechen von dem Gefühl winterlicher Abgeschlossenheit und warmer Häuslichkeit. Sie sind in kindlicher Darstellungsweise im Querschnitt mit Andeutung der Inneneinrichtung gegeben und werden als gefühlsmässig vorherrschendes Motiv innerhalb des Bildes und dann noch einmal rein dekorativ im Rahmen wiederholt. Links fliegt ein Vogel auf das eine Haus herunter, der Futter verlangt oder etwa ein Brieflein bringt, wie die Stickerin erklärt. Sie verwendet das volkstümliche Vögelmotiv — man denke ans Volkslied — sehr gern; sie bringt es fast in allen ihren Arbeiten irgendwo an. Sie weiss auch viel von den Vögeln und beobachtet und füttert sie häufig; aber sie zeichnet sie nie nach Natur, sagt überhaupt, sie könne nicht zeichnen; sie wisse z. B. nicht, wie man einen Hund zeichne. So gestaltet sie alles aus der Vorstellung, aus einem innern, herkömmlich formelhaften Bild, wie man das beim Kinderzeichnen beobachtet.

Schliesslich hat sie, die Urheberin unseres gestickten Bildes, den Versuch gemacht, zu dem heiligen Wort „Herr“ eine andächtige Illustration hinzuzufügen. Sie stellt Gott in der herkömmlichen Auffassung des Volkes als einen auf dem Thron sitzenden Herrscher im Sternenmantel dar. Eigentlich habe sie dann vor ihn ein Gebetbuch — eine Hauspostille, in der die

Stickerin selber regelmässig liest — hinstellen wollen; aber es sei eine Kerze daraus geworden, und für eine alte Frau an einem Stock, die Andacht und Ruhe suche, habe der Platz auch nicht mehr gereicht; nun stelle aber doch die Kerze das Licht dar, das ihr zu Gott leuchte.

Um den leeren Raum zu füllen, wurden Zweiglein und Tupfen mit leichter Hand, sicherem Geschmack und einer guten dekorativen Phantasie über das Bild hingestreut. Auch damit sei sie nicht fertig geworden; es hätten noch mehr Tüpflein und Zweige und Blumen hingehört. Das fast ängstliche Bestreben, den eingerahmten Raum gleichmässig zu füllen, der horror vacui, ist für alle Volkskunst bezeichnend.

Als ich die Stickerin um einige Auskünfte über den Wandteppich bat, zeigte sie mir einen ähnlichen, den sie jetzt für ihren Bruder mache (s. Abb. 2). Sie hat wiederum den ihr offenbar besonders lieben Spruch gewählt, den sie diesmal in die Bitte umgewandelt hat: „O! Herr bleib unser Hirte“. Sie sagt, dass er ihrem Bruder Glück bringen solle und hat deswegen ein grosses Hufeisen und ein Kleeblatt daneben angebracht. In der obern Ecke sieht man den Bruder aus dem Haus treten, in der untern Ecke aber das diesmal mit farbiger Wolle ausgeführte „Waldmännli“, das ihm einen Rucksack voll schöner Sachen hingelegt hat, unter Zurücklassung seines Hakenstockes eilig entfliehen. Es kam dann im Gespräch heraus, dass sie schon mancherlei derartige Bilder auf Kissen und Decken für alle möglichen Zwecke gestickt habe. Handarbeiten habe sie nie gelernt, aber sie sei als Kind bei ihrer Grossmutter sehr viel zum Flickern und Stricken angehalten worden, und da habe sie mit einer wahren Leidenschaft jede Gelegenheit benutzt, auf irgendeinen Lappen heimlich, oft beim Holzholen, beim Viehhüten oder nachts in der Kammer, etwas zu sticheln, das ihr gerade eingefallen sei. In der Fremde, in Hotels im Engadin, in England und Frankreich, habe sie diese Fertigkeit in stillen Stunden und in der Verbundenheit mit der Heimat weitergepflegt, und auch jetzt noch sei das Sticken von Figuren und Gedanken ihre Freude. Die meisten von ihren früheren Arbeiten habe sie verschenkt.

Nach alldem können wir wohl sagen, dass wir es hier mit einer echten Volkskünstlerin zu tun haben, dass es also echte Volkskunst noch gibt. Der abgebildete Teppich erweist sich als volkskunstmässig in dem primitiven Material, den kindlich einfachen Ausdrucksmitteln und in ihrer unbefangenen Anwendung, in der natürlichen, z. T. mit traditionellen, z. T. mit selbsterfundenen Motiven frei schaltenden Phantasiebegabung, ferner in



Abb. 2

Raumgliederung und Umrahmung und vor allem in der religiösen Sinnbezogenheit und Zweckbestimmtheit des Ganzen.

Sicher ist echt volkskunstmässiges Schaffen heute sehr selten geworden, weil die Zweckmässigkeitsbesessenheit, billige Industrieprodukte und Warenhausartikel und die Schulung und Rationalisierung die handwerklich-künstlerische Betätigung im Volke abgetötet haben. Selbstverständlich ist es auch früher nicht so gewesen, dass jedes Individuum im Sinne der Volkskunst schöpferisch gewesen wäre. Schöpferisch-künstlerische Kraft, wie sie auch in den Werken der Volkskunst sich ausdrückt, ist nie primitives

Gemeinschaftsgut gewesen. Auch damals waren nur vereinzelte, besonders begabte Persönlichkeiten kunstschröpferisch. Aber die notwendigen Voraussetzungen für die Auswirkung solcher Begabungen waren damals viel eher vorhanden, während jetzt nur noch in den seltensten Fällen, in grosser Verkehrsabgeschlossenheit oder durch eine glückliche Immunität gegenüber der Umwelt, die kindliche, ungebrochene, von des Geistes Blässe der Oberschicht nicht angekränkelte Schaffenskraft erhalten bleibt.

Vieux us des Clos-du-Doubs.

Par J. Surdez, Berne.

Les Clos-du-Doubs furent défrichés jadis par les disciples de St-Ursanne de la ferme de Clairbiez, en amont de Soubey, au hameau de La Motte, en aval de la petite cité médiévale des bords du Doubs, dans les côtes de la Montagne des Bois, dans celles du Mont-Tairi et sur le promontoire franc-comtois qui vient mourir au pied de l'ermitage du moine irlandais.

Les gens de cette contrée sont encore des gens simples attachés à leur rivière, à leurs côtes escarpées, à leur lopin de terre, à leur petit troupeau, à leur patois, aux us et coutumes ancestraux. Ce sont pour la plupart de petits éleveurs de «rouges bêtes» et de chèvres, des bûcherons, des charbonniers, des pêcheurs, des flotteurs de bois, des boisseliers, des vanniers. Ils vivent nonchalamment, en marge du pays, et les villages du plateau franc-montagnard sont déjà pour eux un monde nouveau.

Dans leur vallée ensevelie très souvent dans une brume épaisse, bordée de montagnes boisées trouées de baumes et d'antres, arrosée par un cours d'eau aux débordements effrayants, où les ténèbres sont parfois si denses que les riverains prétendent qu'il y fait noir comme dans la panse d'une vache noire, dans leur vallée, dis-je, devait fatalement surgir tout un peuple d'êtres surnaturels à côté des humbles gens qui y peinent. Il va de soi que, dans cette région encore bien isolée, les antiques croyances transmises de bouche en bouche ont été sapées moins qu'ailleurs et que les us des aïeux sont loin d'être tous tombés en désuétude. Je vais en évoquer quelques-uns qui, je crois, n'ont pas encore été rappelés au souvenir dans les «Archives suisses des traditions populaires».

I. L'appel dans les oeufs.

Nombreuses sont encore les familles, dans les Clos-du-Doubs, où l'on croit ferme et dur qu'un orage peut faire périr les oisillons dans les oeufs pendant la période d'incubation.